

Italiens Schande in Südtirol.

Von Rudolf Wagner.

(Fortsetzung unseres Artikels aus der Heimatblattausgabe vom 28. Oktober 1928.)

Mussolini, der „Teufel“ von Südtirol.

Mussolini hat jüngst einem Berichterstatter des „Berliner Lokalanzeig.“ gegenüber die Aeußerung getan: „Ich will nicht, daß Südtirol, das eine deutsche Sprachminderheit besitzt, wirtschaftlich leide.“ Soviel Worte, soviel Unwahrheiten. In Südtirol von einer „deutschen Sprachminderheit“ zu reden — mit dreister Stirn ins Gesicht eines Deutschen — verrät einen Grad von Unverschämtheit und politischer Verantwortungslosigkeit des leitenden Staatsmannes, daß man sich nicht darüber zu wundern braucht, wenn seine faschistischen Horden in Südtirol eine wahre Schreckensherrschaft aufgerichtet haben und die deutsche Bevölkerung wie Sklaven behandeln. Nach dieser bewußten Unwahrheit ist mit Mussolini und dem ganzen italienischen Faschismus keine Diskussion mehr möglich. Es ist aber nötig, daß gegenüber der leider ziemlich gleichgültigen und unwissenden Öffentlichkeit in Deutschland folgendes zum soundsovielten Male festgestellt wird. Nach Mussolinis Worten müßte der „deutschen Sprachminderheit“ eine italienische Sprachmehrheit gegenüberstehen. In Wirklichkeit gibt es im eigentlichen Südtirol, also etwa nördlich von Salurn, nicht einmal eine italienische Minderheit. Das Land war und ist rein deutsch. Auch heute noch leben in Südtirol überhaupt keine wirklich ansässigen Italiener. Was in Südtirol italienisch spricht, ist neuerdings zugewandertes Volk, Beamte, Staatsarbeiter, faschistische Funktionäre, Geschäftsleute verschiedenster Art, darunter natürlich auch ein paar Renegaten und dgl. Selbst die Splitter altrömischer Militärkolonisation, die da und dort noch dorfweise in den Tälern sitzen und unter sich ihre aus dem alten Vulgärlatein entstandene romanische Sprache sprechen, betrachten sich nicht als Italiener und wollen nicht Italiener sein. Im Gegenteil, ich habe manchen von ihnen gesprochen, der sich als fanatischer Deutscher bekannte. Ich will keine Namen nennen, um die Betroffenen nicht faschistischer Verfolgung aussetzen. Mussolini lügt also, wenn er von einer deutschen Sprachminderheit spricht. Er lügt ebenso, wenn er behauptet, er wolle nicht, daß Südtirol wirt-



Unter welschem Joch. Nach Zeichnung von R. A. Wille.

schaftlich leide. Er weiß ganz genau, daß Südtirol, um das Deutschland auszurotten, mit geradezu satanischen Mitteln planmäßig wirtschaftlich unterdrückt und zerrüttet wird. Das werden unsere weiteren Schilderungen unwiderleglich dartun. Man nennt in Südtirol Mussolini den „Teufel“ und die Faschisten scheinen im Stillen diesen Titel ihres „Duce“ als Ehrentitel zu betrachten, denn sie beschmieren überall die Hauswände, namentlich der Deutschen, mit einer geradezu teuflischen Frage Mussolinis. Dabei ist ihnen nichts heilig. Selbst eine gottesfürchtig mit Heiligenbildern bemalte Hausfront eines Südtirolers fand ich mit jener Mussolinifrage geschändet. Wir erhielten hier in Deutschland falsche Nachrichten, log weiter Mussolini dem erwähnten deutschen Berichterstatter vor, es sei nicht wahr, daß „Alto Adige“ (Oberetsch, also Südtirol im engsten Sinne) leide, — Namensänderungen, nicht mehr wie ein Duzend — es seien nur Befehle durchgeführt, die für ganz Italien gelten — Verbannungen, nicht mehr als zwei — Lehrer und Bibliotheken werden in Ruhe gelassen — Lügen, Lügen nichts als Lügen! Schließlich verstieg sich Mussolini noch zu der ebenso absurden wie dreisten Behauptung, Bismarck hätte das, „was Ihr hartnäckig und vergeblich als Südtiroler Frage bezeichnet“, wahrscheinlich als eine Frage minderen Grades betrachtet. Lassen Sie sich belehren, Herr Mussolini: Bismarck, dem „die Knochen eines pommerischen Grenadiers“ wichtiger waren, als die ganze Balkanpolitik, hätte im Gegenteil wahrscheinlich die Südtiroler Frage in einer ähnlichen Lage als Angelpolitik der deutschen Politik, als untrennbar von der großdeutschen Frage betrachtet und danach gehandelt. Und so soll sie auch, was an uns liegt, das deutsche Volk betrachten lernen, als Angelpunkt und Ehrenfrage deutscher Zukunft. Hartnäckig, aber nicht vergeblich! Auf alle Fälle aber offenbaren uns diese Bekenntnisse des italienischen Diktators, daß all' das Unrecht, das in Südtirol geschieht, mit dem Willen Mussolinis geschieht, daß er also wirklich den Namen verdient: der Teufel von Südtirol.

(Fortsetzung folgt.)

Christian Lehmann.

Historischer Schauplatz des Obererzgebirges. (5. Forts.)

Daß die Erde sehr spröde, mit vielen mineralischen Säften und Sand angefüllt, auch ungechlacht sei, erscheint vieler Orten an den Wurzelgewächsen, Meerrettich oder Kroen, Möhren, Rettichen usw., welche alle knöchlich, ungestalt und vielschwänzig wachsen, auch einen viel herberen Geschmack haben als im geschlachten Boden. Jedoch läßt sich das Land meistens durch Kunst und Fleiß also zurechten, daß auch zarte und fremde Gewächse mit Verwunderung fortkommen, wie davon anderswo soll gemeldet werden. Es ist auch dieses zu merken, daß die Fruchtbarkeit des Bodens sich an vielen Orten, nach dem das Lager desselben ist, ändert. Die Orte, die auf Höhen und Blößen und an Gebirgen liegen, da die Winde ihre freie Fahrt haben, sich auch wohl stoßen, und des Sommers den Regen und Nebel zusammentreiben, im Winter aber den Schnee aufeinandersetzen und solch Gestöber treiben, daß oft weder Mensch noch Vieh fortkommen kann, sind gemeinlich so fruchtbar nicht als die, welche in der Sänfte, Geduld und Tälern, zwischen den Bergen, in der Aue, an Bässern und Brunnen liegen, da sie Wind und Wetter nicht so sehr treffen, hingegen die an Bergen und Felsen zurückprallenden Sonnenstrahlen mehr erwärmen, welche gemeinlich des Sommers Saat- und Erntezeit um etliche Wochen eher genießen als die vorgedachten. Wenn man um Schwarzenberg, Sachsenfeld, Lauter und Aue schon mit Saat und Ernte fertig ist, müssen Scheibenberg, Annenberg, Wiesenenthal und andere noch etliche Wochen das Nachsehen haben, dürfen auch wegen der rauhen Winde und langsam abschiednehmenden und früh wiederkommenden Fröste ihrem Boden so viel nicht zutrauen, als wohl in den benachbarten Orten geschieht, obgleich sie nur ein oder zwei Meilen voneinander liegen.

Auch ist hierbei nichts zu vergessen, daß man hin und wieder in diesem Gebirge Merkmale der grausamen Sintflut spürt, nicht nur über der Erde, da man an den hohen Gebirgen merkt, wie die Felsen abgestürzt und in viele tausend schreckliche und häusergroße Stücke zerteilt und hin und her zerstreut übereinanderliegen, hingegen aber, wo die grausame Flut hergewüdet und angestoßen, Stein, Erde, Schlamm, Sand und Land angeschlemmt und aufeinandergelegt und damit gemacht, daß Menschen und Vieh gemächlicher auf die Höhe steigen können, sondern es wissen auch die Bergleute unter der Erde, und wenn sie durch die Dammerde einschlagen, gar wohl zu unterscheiden, wie weit die von der Sintflut angeschwemmte Erde und die von ihr zusammengeschobenen Wäden und Steine gehen, ehe sie auf den Erdboden kommen, wie er vor der Sintflut mag gewesen sein. Dahin ziehen sie auch, daß man unter der Erde bisweilen ganze Bäume, Tiere, Fische oder dergleichen etwas findet, das in Stein verwandelt worden, nachdem es durch die Flut überschwemmt, unter solcher Last in eine solche Härte zusammengepreßt und endlich gar zu Stein geworden.

Kapitel 6.

Von den Zwergen und ihren Felsenlöchern im Gebirge.

Der gemeine Mann trägt sich mit einer fabelhaften Tradition, als wenn vor alten Zeiten, ehe dieses Obererzgebirge angebaut worden, auf dem Waldgebirge und in dessen Felsenlöchern Zwerge gewohnt hätten, welche aber durch Aufrichtung der Hütten, der Eisenhämmer und des Klippelwerks sollten sein verjagt worden. 1605 bekam Mag. Laurentius Schwabe, Pfarrer in Scheibenberg, etliche Gäste von Annenberg; dessen Ehefrau führt etliche Matronen, ihre Gäste und Freundinnen, über und um den Scheibenberg, ihnen dessen Gegend zu zeigen, sie treffen aber ein Zwergloch an darein drei Stufen gingen, und lag darinnen ein glänzender Klumpen wie glühendes Gold; davor erschrafen sie, gingen eilends herein, führen den Pfarrer samt den Gästen hinaus, allein sie konnten das Loch nicht wiederfinden. 1648 starb Hans Haß, ein alter, ehrlicher Bürger daselbst, der mir auf seinem Siechbette seine Armut im Anfang seines Ehestandes und zugleich auch dieses erzählte: Als Wolf Köhler seine Tochter Elisabeth weggab, wären wir jungen Eheleute gern mit zu Ehren gezogen, aber wir hatten kein Geschenk. Wir gingen am Berge grasen und wur-

den eines Lochs gewahr, das gleichsam mit einer eichenen Tür verschlossen war, und gingen etliche Stufen hinein. Da wir Wunders halber hineinsehen, liegt ein Fuchs auf einer Stufe. Wir erschrafen darüber, gleichwohl weil sich der Fuchs nicht rührte, gaben wir ihm einen Stoß und befanden, daß er tot war; ich verkaufte den abgestreiften Balg, wir gingen auf die Hochzeit und waren lustig, aber nach selbiger Zeit habe ich das Loch nicht wiederfinden können, wie fleißig ich auch gesucht habe."

Wir wollen über dieses alte Fabelwerk unsere Meinung auch eröffnen. Daß einige Völker kleiner und abenteuerlicher Figur in der Welt bevor gegen den Nordpol unter den Samojeden und Grönländern sind, läßt sich wider die Erfahrung nicht leugnen. Ich setze auch außer Zweifel, daß die Unfruchtbarkeit eines wilden und kalten Ortes die wachstümliche Kraft ziemlich schwächen, dahingegen der Einfluß eines gültigen und warmen Himmels die Samentkraft vermehrt. Es ist auch aus der Erfahrung bekannt, daß der Genuß des mineralischen und kieseligen Bergwassers Kröpfe und Kontraktionen der Glieder, sonderlich der im Gebirge grassierende Skorbut der Samentkraft und Stärke der Natur sehr schade, daß vor wenig Jahren ein gebirgischer Arzt vermeinte, wosern die Scharbockskrankheit weiter und stärker einreißen sollte, würde man mehr schwache und zwergförmige als große und starke Leute im Gebirge haben. So ist es der Wahrheit ganz gemäß, daß sich wohl ehemals zur Pest- und Kriegszeit die Leute haufenweise ins Felsen- und Waldgebirge salviert und daselbst durch langes Verharren eingewohnt. So finden sich denn ausgehauene Höhlen und unterirdische Schlupflöcher in den Bergen, davon man sagt, daß darinnen die Zwerge sich aufgehalten.

Allein, ich halte die Zwergetradition für ein Altweibermärlein. Denn wer hat jemals dergleichen Bergzwerge im Obererzgebirge gesehen, oder, da er einige abenteuerliche Männchen oder Weibchen angetroffen, ihren Zustand umständlich erforscht? Das Gebirge ist nun über zweihundert Jahre mit so vielen Schürfen, Stollen und Schächten erschrotten, erfunkelt und durchfahren, darinnen man niemals einige Zwerglein, wohl aber Bergmännchen, Bergmönche, Kobolde und andere Teufelslarven angetroffen. Es arbeiten zur Sommerszeit etliche tausend Feld-, Berg- und Waldarbeiter auf dem Gebirge, Handel und Wandel geht fast Tag und Nacht im Schwange, daß die Straßen über Wald und Feld, Berg und Tal selten leer liegen; so hat man durch Abziehung und Bereitung, sonderlich aber durch die Hauptjagen alle Berge und Hügel, Felsen und Höhlen, Moräste und Gehänge entdeckt, die Bären- und Hirschlager, die Wolfs- und Luchshöhlen, die Fuchs- und Dachslöcher durchstöbert und außer einigen wunderbaren Kreaturen weder Zwerge noch Zwerginnen gefunden. Wo wären denn diese vermeinten alten Bergfassen hingekommen? Und weil sie hier im Gebirge gewohnt haben sollen, möchte einer wohl fragen: was es für eine Nation, ob es Böhmen oder Wenden oder Deutsche gewesen? Oder ob sie wie die Schwämme und Pfifferlinge selbst aus dem Gebirge gewachsen seien? Ja, wie haben sich diese Zwerge vermehren und fortpflanzen können? Man findet ja wohl viele und mancherlei Zwerge an fürstlichen Höfen, und zwar sowohl weiblichen als männlichen Geschlechts, allein die vorsichtige Natur hat solchen unförmlichen Menschen die Kraft der Vermehrung entzogen. So weiß ich keine Ursache, warum sich diese Zwergkolonie nur allein auf diesem Waldkranz und nicht vielmehr auf dem Schwarzwald oder Riesengebirge oder dem Fichtelberg niedergelassen habe. Haben sie wegen der Hämmer, Krachen und Klippelwerk nicht bleiben mögen, wie ist es dann möglich gewesen, so viele schreckliche Einfälle und Durchzüge der Böhmen, Hussiten und Hunnen auszustehen? Die kleinen Nörren hätten lieber bleiben und die gebirgischen Manufakturen mit Zwirn- und Seidenwinden befördern, den Bergleuten auf verborgenen Klüften und Gängen anweisen, den Waldarbeitern und Irrenden die Flügelwege und Schnepfensteige über Berg und Tag zeigen können. Aber genug von dem Fabelwerk, welches wir mit den gebirgischen Holzmännern, Holzweibern, Klagemüttern, Feuerschwalben, Jüdeln (Gütteln oder Gitteln), Erdhennen, Wassernigen, Bergkobolden und anderen abenteuerlichen Spukereien und Blendungen des leidigen Satans in eine Rolle und Prädikat setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Alexander Stichert aus Jöhstadt.

Der sächsische Kunst- und Historienmaler.

Der Männergesangsverein feierte, wie berichtet, unlängst sein 60jähriges Jahrestagjubiläum. Der Verein kann stolz auf sein Banner sein, es stellt ein Kunstwerk dar. Geschaffen wurde es von dem Kunst- und Historienmaler Otto Alexander Stichert.

Alexander Stichert wurde 1838 als Sohn des damaligen Oberlehrers, nachmaligen Pfarrers Franz Otto Stichert in Werdau geboren. 1844 verzog er mit seinen Eltern nach Jöhstadt. Hier besuchte er die Bürgerschule und später die Realschule in Annaberg. Nach dem Willen des Vaters, der 1852 als Pfarrer nach Reinhardtsgrün bei Dippoldswalde übersiedelte, sollte der junge Alexander Techniker werden. Der Beruf befriedigte ihn aber nicht und er wurde von seinem Vater nach langem Drängen auf die Kunstakademie nach Dresden geschickt. Bereits nach kurzer Zeit arbeitete er in dem Atelier des berühmten Malers und Bibel-Illustrators Prof. Schnorr von Carolsfeld. Der weiteren Ausbildung diente der Aufenthalt in München, Antwerpen und Wien. Dann kam er nach Dresden zurück und hat in aller Stille seinem künstlerischen Schaffen obgelegen. Mehrfach ist ihm eine Professur an der Kunstakademie angetragen worden. Er wies das Anerbieten zurück, um nicht an die Zeit gebunden zu sein. Groß ist die Zahl seiner Werke. Zumelst befinden sie sich in Privathand.

Mit dem bekannten Hofrat Prof. Kiehl malte er die Gruppe der drei Grazien in der Erebra des Opernhauses in Dresden. In der Chemnitzer Kunststätte sind auch Proben seines Schaffens vorhanden. Eine große Anzahl religiöser Bilder in verschiedenen sächsischen Kirchen halten die Erinnerung an seinen Namen wach. Wer nach Jittau kommt, vermisse nicht, das große Oelgemälde „Christus am Oelberg“ zu besichtigen. Die Stadt Borna besitzt ein Altargemälde „Petrus mit Christus auf dem Meere“. Des weiteren befinden sich, soweit bekannt geworden, noch Bilder in den Kirchen von Borsdorf an der Elbe und Conradsdorf bei Freiberg.

Stichert's Stärke lag in der Darstellung deutscher Märchen. Für die echt deutsch empfundene Wiedergabe des Märchens „Hänsel und Gretel“ erhielt er auf einer internationalen Aquarell-Ausstellung in Dresden eine goldene Medaille. Sein letztes Werk ist ein dreiteiliges Gemälde. Es stellt dar, wie der Tod von einem Schlemmer mit Angst, von einer Nonne mit Sehnsucht, von einem arbeitenden Bauer in Ruhe und Frieden erwartet wird. Es kam nicht zur Vollendung. Eine Krankheit zwang ihn auf's Lager. In Jöhstadt suchte er bei seinem Schwager Julius Lahl Genesung. Hier verschied er am 2. Juli 1896. Auf dem Jöhstadter Friedhof fand die irdische Hülle Stichert's ihre letzte Ruhestätte.

Jöhstadt hat außer dem Banner des Gesangsvereins noch andere Zeugen von Stichert's künstlerischem Schaffen. Die rote Altarbekleidung, die 1862 die Jungfrauen und Jünglinge der Kirche stifteten, ist nach den Vorzeichnungen des Obengenannten gefertigt worden. In der Schule hängt das Oelgemälde Gustav Adolf's. Stichert hat es 1880 anlässlich des Gustav-Adolf-Festes der Stadt geschenkt. 1883, in dem Jubiläumsjahre von Luther's Geburt, vermachte er der Kirche die beiden herrlichen Gemälde „Luther“ und „Melancthon“. Herr Kaufmann Alexander Lahl, Stichert's Vetter, hat auch wertvolle Bilder in seinem Besitz, und zwar „Stichert's Eltern“ und eine gediegene Darstellung des Märchens „Der Schmied von Jüterbock“.

Stichert hat nicht nur Großes in der Malerei geleistet, sondern war auch Musiker und hat komponiert. Sein Freund, der berühmte Prof. Dräseke in Dresden, hat Kompositionen von ihm aufgeführt. Den Jöhstädtern sind Stichert's Lieder auch nicht ganz unbekannt, da verschiedene der Männergesangsverein zu Jöhstadt bei früheren Konzerten gesungen hat. Der Geheime Hofrat Prof. Paul Kiehl urteilt über Stichert: Er war mein Freund, und wenn ich denken könnte, es gäbe Menschen ohne

Sünde, so würde ich an ihn denken; und wenn ich an seine Werke als Künstler denke, so kann ich sagen, auch diese sind als Blüten zu betrachten eines so reinen Herzens.

Ähnlich äußert sich Prof. Wilhelm Claudius: Alexander Stichert war als Mensch zunächst von edelster, lauterster Gesinnung, wie man deren wahrhaftig nicht häufig trifft. Auch als Künstler war er von großer Wahrhaftigkeit und ganz und gar von seinem schönen Beruf eingenommen. Nur die Musik — er war selbst als Komponist mit Glück tätig — liebte er fast ebenso, wie die Malerei.

P. Walther.

Bekannt.

(Nachdruck verboten.)

Dr. Nidelgut-Edeward war mit seiner Fraa, dr. Kuhl-schafer-Emma, emol nei-geluffen in de Stadt, ene neie Butter-maschine besorg. Dr. Tog war wie rausgesucht, bluß e bißl racht haaf. Off dann Stroßenspaster log eine Hiß auf, doß mer hätt verbrateln könne. Du wär emol Eikehr'n ganz schie gewaß'n, un an de Kneip'n war laa Rut; odr de Emma hatt ihr'n Reford vor de schlacht'n Weib'n; mer mußt' do seine Angst hoom mit'n Gald-Tasch'l. Nu taumelt'n se halt immer wetter in dar Hiß, aane Gass' hie, de annere har. Odr se hatt'n Gelid. Se kame gerod hie an ene rachte schiene griene Ah-log (städt. Anlage). Allerhand schattiges Gestreich war do gepflanzt, schiene Groos-Plagle d'rzwischen un lauter stille Placke, wu mer siech hie-seh'n laa.

Off en'n Holzbank'l macht'n se mit enanner Rast. Ach, joß siech dos schie in dann Schatten! De Emma widlet ihr Brut-Packl aus, un se wollt' bluß e Bröderla Wurscht aufheem, wos hinnern Bank'l nunner gerutscht war, do häaret se off ahmol an Strauch hie ewos rascheln. Se guket nüm, un — als wär ihr ewos Bies ah-komme — riß se aah ihr'n Edeward schu fir vu dr Bank rüber un sprang e Stückl zerück. Ne grufte, starke Otter kroch ganz sachte in Gros hie. Odr esu ein Schrad. Dr Edeward wußt noch gar net, wie ne geschahe war.

„Mach' se nār tuht! Mach' se nār tuht!“ saacht de Emma immer wieder. „Unner Brut-Packl liegt doch noch off dr Bank!“

Dr Edeward griff mit alle zwaa Händ nooch sen'n Laaf-staden. Do war ene lange, eiserne Spiz' draa. Mit dar schlich'r siech ganz sachte ans Streich'l hie, wu die Otter log. Ihe soog'r dos grufte Viech. Ganz fest hielt'r ne Stachn von uhm nieder un ziele. Schwupp! ihe hieb'ern in Bauch nei. Ei, dr Teif'l! Dos war üms Versah', do krieget odr mei Edeward aah schu einen Glitscher Wasser ins Gesicht nei, doß'r — waß Gott — zu ken'n Nag rausgucken konnt'. Wie e Wiesel huppert ar zur Seit, un do ging dos Wasser, wie su ene klaane Siniflut, off dr Emma ihr gaals Struh-Hüt'l nieder.

Wie se esu in ihrn erscht'n Schrad do croten, Harr, do kam odr aah schie üm dos Gestreich rüm e Maa gesaust. Dar hatt e Stückl Rohr in de Händ', wu uhm raus noch e Pfüh'l Wasser luff. Dar Maa kunnt gar net fig soot sei Maul aus enanner bränge:

„Sie hoom wuhl wetter nisch't ze tue, wie mir men'n Schlauch zu zerstachen — wu iech bei dar Hiß de ganze Ah-log noch ze neh'n hob'? Raus off's Rot-Haus müßt' iech Se schaff'n!“

Mei Edeward stand, wie vun Watter getroff'n.

„Namme Se mirsch sei net für uh-gut!“ saacht'r. „Ich hob gedacht, dos is ene Otter! Do is mei Fraa dr Sünden-bud; die hoot se vür-ersch't lieg'n jah.“

„Ja,“ saacht dar Maa wieder, „wos hupp'n Se dā drauf? Sie müssen doch — waß Gott — wiss'n, wu de Schlange lieng?“

Dos Wort ging men Edeward doch e bißl gegen ne Tod'n. 'r wur nu aah basig un saacht: „Wissen Se wos,“ saacht'r, „die Sach hoot zwaa Seiten! Wu de Ottern lieng, dos waß ich schie; odr iech waß doch net: Wu bei eich de „Wasser-schleich“ lieng?“

Un do machit ar siech mit seiner Fraa aus dar Ah-log naus. Bernh. Brückner, Leipzig.



Bilder aus aller Welt



90

90 Jahre deutscher Männerfang in Elterlein

90

Wie wir bereits in den Spalten unserer „D. Z.“ ausführlich berichten konnten, feierte der liebbegeisterte Elterleiner „Männerchor“ vor einiger Zeit seine 90jährige Jubelfeier, die durch ihre schlichtschönen Veranstaltungen einen überaus weihervollen und dem deutschen Liede würdigen Verlauf nahm. Zum Festkommers, der im großen Saale des Gasthofes „Goldene Sonne“ stattfand, hatten sich neben der Einwohnererschaft und den Spitzen der Ortsbehörden auch aus dem ganzen Gebirge zahlreiche Festgäste eingefunden, die Zeuge jener Jubelveranstaltung des Elterleiner „Männerchores“ sein wollten. Der Obererzgebirgische Gaufängerbund entsandte drei Vorstandsmitglieder, die die Grüße und Wünsche der nach Tausenden zählenden erzgebirgischen Sangesbrüder überbringen durften. Seit 1904 gehört der „Männerchor“ schon dem Gaufängerbund an. Nach einer an dem Festkommers sich anreihenden internen Nachfeier im Vereinslokal „Deutsche Eiche“ vereinte am darauffolgenden Sonntag ein echter, rechter Sängersfrühstücken Mitglieder wie Ehrengäste. Hierbei wurde von Herrn Photograph Grunewald eine Vereinsaufnahme angefertigt,



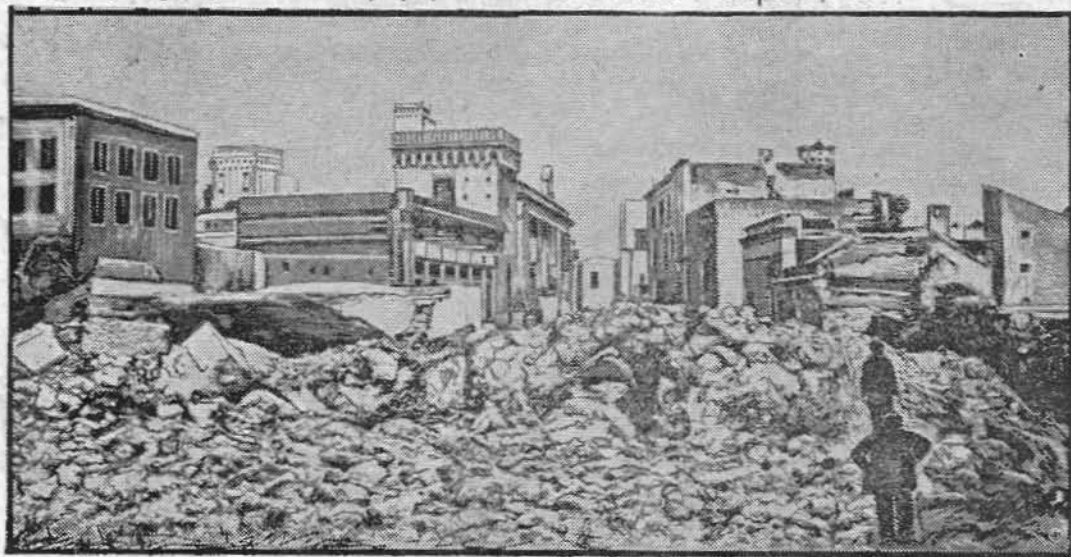
die wir hiermit als Illustration zum Abdruck bringen. Die alte vergilbte Sängerbanner, die schon seit nahezu 70 Jahren das Vereinsbanner darstellt, gilt als eine der ehrwürdigsten im großen, weiten Fahrenwald des Obererzgebirgischen Gaufängerbundes. Unterlagen vom Gründungsjahre sind nicht vorhanden, doch besitzt man noch ein altes Vereinsfahnenbuch vom Anfang der 40er Jahre. 1845 zählte der Verein auf Grund von Steuerlisten 21 aktive und 33 passive Mitglieder. Der Dirigent der Sängerschar war anfangs der jeweilige Kantor, in dessen Wohnung die ersten Uebungen abgehalten wurden. Später wurden die Singstunden in das Gasthaus „Zur Sonne“ verlegt. 1845 kreierte es im Verein und nur 6 Mitglieder zählte in jenen Sturmjahren der „Männerchor“. Erst 1858 begann wieder regeres Leben innerhalb der Elterleiner Sängerschar. Nach weiterem wechselvollem Auf und Ab vergingen einige Jahrzehnte. Wie überall, so unterband der Weltkrieg 1914/18 jedwede geordnete gesangliche Betätigung im Verein. Auf eine 45jährige Mitgliedschaft kann der Sängerveteran Konst. Bach zurückblicken und als ältestes Mitglied ist Herr Oskar Bretschneider-Sehma zu verzeichnen, der 1866 dem Verein beitrug.

Der alles vernichtende Lavastrom.

Zwanzig Meter hoch und anderthalb Kilometer breit.

Der Direktor des Aetna-Observatoriums, Professor Ponti, hat im Flugzeug den neuen Ausbruchskrater des Aetna überflogen und dabei festgestellt, daß die Lava als kompakter Strom ausfließt, der aus einer fünf Kilometer langen Bruchspalte entquillt, ungefähr 20 Meter hoch ist und eine Breite von

anderthalb Kilometer besitzt. Was von dieser Lavawelle, die jetzt bereits sechzehn Kilometer lang ist, erfaßt wird, ist vernichtet. Eine Vorstellung von der Gewalt einer solchen Naturkatastrophe kann man sich machen, wenn man weiß, daß auf solchen Lavaströmen, die sich bis ins Meer erstrecken und dort kilometerlange Hügel bildeten, später ganze Städte erbaut worden sind.



Unsere Aufnahme zeigt die gewaltige Lavawelle, die sich der Häuser bemächtigt hat, und sich unaufhaltsam weiterstreckt. Diese Fortbewegung geschieht mitunter sehr langsam, so daß Zeit zur Rettung der Habseligkeiten bleibt. Oft ist die Geschwindigkeit nur fünf bis sechs Meter in der Stunde; die Lava erstarrt an der Oberfläche, bleibt aber im Innern glühend und beweglich. Sobald neue Massen nachdrücken, kommt die Oberfläche wieder zum Bersten und streckt neue Fühler aus, die mitunter fünf bis sechs Meter hoch sind, und die neue Richtungen einschlagen, so daß der Weg des Lavaströmes nicht genau vorausbestimmt werden kann.



Illustrierte Wochenbeilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Wartburg-Heimweh.

Wo ich streife, wo ich jage,
Bleibt ein Wunsch mir ungestillt,
Weil ich stets im Sinne trage,
Wartburg, deiner Schönheit Bild.
In des Forsts umlaubtem Grunde,
In der Talschlucht dunklem Graus
Sehnt das Aug' zu jeder Stunde
Sich nach dir, mein „Herz-ruh-aus!“

Hei, nun ist der Grat erstiegen,
Der sich hub als Scheidewand.
Und ich seh' dein Banner fliegen
Fern um schmalen Felsenrand . . .
Gleich erregten Meereswogen
Sträubi sich Berg an Berg empor,
Deiner Mauern lichter Bogen
Ragt als Leuchtturm drüber vor.

Und ich kenn' aus lust'ger Ferne
Jedes Stück des stolzen Baus,
Bergfried, Zwinger und Zisterne,
Palas, Tor und Ritterhaus:
Und ich grüß' die kleine Lücke
In des Turmes hoher Wand,
Wo ich mit meinem Glück
Eine zweite Heimat fand.

J. B. Schöffel.

Wenn ein Deutscher auf die Wartburg wandert . . .

Von Hans Reyhing.

Wenn ein Deutscher auf die Wartburg wandert, so klopft ihm das Herz vor freudiger Erwartung wie einem Kind, wenn es Weihnachten entgegengeht, wo die schönsten Träume und Bilder, die es lange in sich getragen, nun in das Licht einer holden Wirklichkeit getaucht und lieblich erfüllt plötzlich vor ihm stehen.

Wartburg! Was alles liegt in deinem Namen beschlossen? Müssen die Bergwälder um dich her nicht in heiligen, geweihten Atemzügen gehen? Wird nicht im Flüstern, das durch die Blätter der Bäume geht, das Schönste und Tiefste der deutschen Seele weitergetragen? Muß nicht um deine Mauern und Türme etwas Besonderes und Geheimnisvolles weben? Müssen sich nicht die Füße des müdesten Wanderers von selber bewegen, wenn ihm dein hohes Bild entgegenleuchtet?

Wartburg! Wartburg! . . .

Den Inselsberg habe ich erstiegen, den gewaltig emporgerecten Bergkopf, der aus dem hier so eindrucksvoll gebildeten Bergkamm des Thüringer Waldes noch hoch herauswächst. In einer großen, starken Linie verläuft dieser Kamm. Taleinschnitte schieben ihre tiefeingesenkten Gründe weit gegen ihn heran. Von allen Hängen gleiten die dunklen Mantelstücke des Tannenwaldes. Sanft gewölbt sind alle Kuppen, mild und ausgeglichen verlaufen meist die Hänge, anmutig und freundlich breitet sich die Hügelwelt des Vorlandes, und Wohllaut und Ebenmaß atmet die Landschaft.

Droben auf dem Aussichtsturm des Inselsberges hat man große Sicht. Im Süden und Südwesten reigen die Berglandschaften des Maintales und der mächtigen Rhön. Ueber das Thüringer Land voll Sommer Sonne und Aehrengold schweift der Blick bis zum ferne blauenden Harz. Dort drüben aber liegt das Ziel meiner Wandersehnsucht, die Wartburg. Ueber grünes Waldgehügel grüßt Schloß und Turm. Der Berg, der sie trägt, ist bescheidener und recht den Kopf nicht so hoch wie der Inselsberg; aber ein Strahlenkranz ist um die Burg her, der sie größer macht und höher trägt.

Oben auf dem Aussichtsturm stehe ich und trinke der großen sommerlichen Bilder farbige Pracht. Der Vormittag schon hat mich auf den Berg gebracht, immer wieder bin ich den Turm heraufgestiegen, und der Abend findet mich noch oben. Ein schöner Sommertag ist es, und Hunderte führt der Weg über den Berg und herauf

auf den Turm. Aber eine Spannung haben sie alle im Gesicht und eine Frage tragen alle auf den Lippen. Noch haben sie kaum veratmet hier oben, da entfährt's ihnen schon: „Wo ist sie, die Wartburg?“

Dort!

Nun haben die Augen ihren Ruhepunkt. Die Gläser werden auf die Wartburg eingestellt. Man will sie näher heranziehen, ganz nahe. Es ist ja die Wartburg, die Wartburg!

Auf, ihr vollends entgegen! Dort öffnet sich der Waldweg zur Bergheide des Inselsberges. Er kommt von der Wartburg. Auf ihm schreite ich dahin durch den endlos sich dehrenden Wald. Es ist der uralte Kennstieg, der von der Werra bis herüber zur Saale führt. Wieviel ziehen jahraus, jahrein über ihn hin, ein ewiges Kommen und Gehen, deutsches Volk auf der Wanderschaft im frischen, gesundenden Atem des Waldes, umströmt vom frischen Ruch des Waldbodens, im Geleite guter Gedanken, die an allen Wanderwegen blühen, besonders hier oben, wo man von der Wartburg kommt oder zu ihr hinwandert. Freundschaft, frische Grüße fliegen im warmherzigen Austausch von Mund zu Mund. Und welch seltsames Gemisch von Menschen trägt der Kennstieg mir zu! Wanderer mit den Abzeichen aller möglichen deutschen Wandervereinigungen und solche ohne Abzeichen, singende und schweigende, junge und alte. Jetzt kommt ein Trüpplein Jungwanderer, das einem schwarzweiß-roten Wimpelchen folgt, mit großen Rockfesseln und schweren Säcken auf dem Rücken nachher eine Gruppe junger Arbeiter, die rote Fähnlein tragen. Dort lagern ein paar Freunde, denen der Stahlhelm am Kopf das Herz höher schlagen läßt. Vorher schon sind mir bläufarbene Jünglinge mit dem Sowjetstern auf der Brust begegnet. Wer von all denen, die mir begegnen oder auf raschen Füßen mich überholen, ist protestantisch, wer katholisch, wer andern Glaubens? Sie alle umfächelt der Atem des deutschen Waldes, sie alle gehen auf geheiligtem deutschem Boden, sie alle kommen von der Wartburg oder gehen nach ihr, und sie alle werden von dem wunderbaren Wanderweg des Kennstiegs zu einer großen deutschen Wanderbruderschaft zusammengefaßt. Allen sagt die Wartburg etwas, dessen Sinn ihnen vielleicht erst nach Jahren aufgehen wird. Und ist es nicht, als ob alle die Menschen, die gehobenen Herzens



gungen und solche ohne Abzeichen, singende und schweigende, junge und alte. Jetzt kommt ein Trüpplein Jungwanderer, das einem schwarzweiß-roten Wimpelchen folgt, mit großen Rockfesseln und schweren Säcken auf dem Rücken nachher eine Gruppe junger Arbeiter, die rote Fähnlein tragen. Dort lagern ein paar Freunde, denen der Stahlhelm am Kopf das Herz höher schlagen läßt. Vorher schon sind mir bläufarbene Jünglinge mit dem Sowjetstern auf der Brust begegnet. Wer von all denen, die mir begegnen oder auf raschen Füßen mich überholen, ist protestantisch, wer katholisch, wer andern Glaubens? Sie alle umfächelt der Atem des deutschen Waldes, sie alle gehen auf geheiligtem deutschem Boden, sie alle kommen von der Wartburg oder gehen nach ihr, und sie alle werden von dem wunderbaren Wanderweg des Kennstiegs zu einer großen deutschen Wanderbruderschaft zusammengefaßt. Allen sagt die Wartburg etwas, dessen Sinn ihnen vielleicht erst nach Jahren aufgehen wird. Und ist es nicht, als ob alle die Menschen, die gehobenen Herzens

Die Wartburg verlassen haben, nun auch ganz andere Blicke für einander hätten? Ist es nicht etwas Hoffnungsvolles und Erhebendes, wenn zwei oder drei, die sich unterwegs getroffen, miteinander ein Stück Wegs gehen und nun eine halbe oder eine ganze Stunde oder noch viel länger gar nicht von einander wissen, welcher Partei sie angehören, wessen Berufes und Standes und Bekenntnisses sie sind? Ist es nicht ein alter General mit grauem Haar, aber noch frischen Augen, der dort mit dem hutlosen, einfach gekleideten Jungwanderer, einem Arbeiter, daherkommt? Der Jüngere erzählt dem Älteren von seinen frohen, jarbigen Fahrterlebnissen, von der schönen Einrichtung der Jugendherbergen, von Berg und Wald, Sonne und Wind. Vielleicht sagen sie einander auch noch, was sie sind, und der General wird die Arbeiterorganisationen, die ihm der junge Arbeiter wohl bereits schildern wird, vielleicht mit anderen Augen ansehen, und der Arbeiter wird den tiefen Herzentönen des Alten fühlen, wenn er von des Vaterlandes Größe und Ehre spricht.

Und sieh dort jene beiden, die sich auch zur Weiterfahrt gesellt haben, reden sie nicht deutschbrüderlich miteinander? Hat nicht dem einen die hl. Elisabeth droben auf der Wartburg am meisten das Herz erwärmt, und dem andern das Lutherstüblein, zu dem der Wald wie eine deutsche Harfe herausragt?

„Ist es nicht wunderjam“, spricht der eine milden Tones mit stillem, leuchtendem Blick, „auf einem Boden zu gehen, den die Füße einer Heiligen geweiht! Trotz der neuen Bemalung der alten Räume ist mir's in der Burg gewesen, ich werde vom Weben eines Geistes berührt, der seit Elisabeths Tagen hier ist und nie mehr weichen wird.“

„Ja“, erwidert der andere, „die heilige Elisabeth ist eine Heilige, der alle deutschen Herzen schlagen, und siehe, lieber deutscher Bruder, durch sie wird mir auch ein Lörlein in deinen Heiligenhimmel aufgetan, den ich nicht so gut kenne, in den ich aber mit Liebe hineinschauen will, weil doch dein Herz darin ist, und das ist mir genug. Aber freue auch du dich mit mir, daß ich in dem Stüblein gewesen, wo Martin Luther entscheidungsvolle Monate seines Lebens zugebracht, wo er dem Worte Gottes die deutsche Zunge gegeben und aus Urteilen unserer deutschen Seele geschöpft hat. Der Wald um die Wartburg, der deutsche Wald, hat ihm den deutschen Choral in die Seele geraucht. — Unsere Wanderwege trennen sich nun. Jeden ruft die Pflicht des Tages. Aber was wir miteinander hier oben

erlebt haben, wollen wir unseren Brüdern bringen, beide dieselbe Botschaft, die deutsche Botschaft von der Wartburg.“

So sprachen die beiden, und ich gelobte mir, ihr Versprechen allen denen kund zu tun, denen immerdar das Herz blutet, daß so tiefe Klüfte unser Volksleben zerreißen, ihnen Kunde zu bringen von dem, was uns allen auf der Wartburg lebt.

Jetzt aber muß ich noch anderen Klängen lauschen. Die Wartburg werde ich erst morgen erreichen. Ich schreite durch den Tann nach Ruhla. Muß nicht der Wald heute noch erzittern unter den Hammerschlägen des Schmieds von Ruhla: „Landgraf werde hart!“ In ganz Deutschland kennt man den Klang, und hier ist er geboren. Muß nicht ein Raunen gehen, in dem die Sagenheimnisse der Wartburg, die feinsten und schönsten in deutschen Landen, von Baumwipfel zu Baumwipfel weitergetragen werden? Muß nicht ein Klang von Harfenpiel und Sängersied in den Lüften weben, erklingen in hohen Tagen im Sängersaal der Wartburg und für immer in den Wäldern hier gesungen?

In Ruhla finde ich Herberge. Unter grünüberspannener Laube vor dem gastlichen Haus sitzen plaudernde Menschen. Sie sind freundlich und nett, aber ich höre keinen Wartburgton, auf den die Saiten meines Herzens eingestimmt sind. Diese Menschen leben ihren Tag wie alle anderen in deutschen Landen. Der eine macht Witze, der die Menschen und die Tiische erschüttert, der andere läßt sich den Braten munden, und die Berliner Dame mit der blassen Gesichtsfarbe, angeblich zur Lustkur hier, qualmt Zigarettenrauch in den Abend hinein wie ein Schornstein an der Ruhr. Der Atem behäbiger Alltäglichkeit trägt die Seelen der Menschen. Ich aber bin zum erstenmal in der Wartburggegend und suche einen Festtag. Meine Seele ist auf Wanderschaft. Sie

durchmischt Räume und Zeiten und möchte mit ihrem Flügelschlag das Große umkreisen, das diesem Lande einmal geschenkt war, die Namen der großen Wartburgjäger und ihr Lied, die Wunder der hl. Elisabeth und das Lutherlied: Ein' feste Burg ist unser Gott.

Ein langes, langes Menschenleben blüht nur an wenigen Tagen oder vielleicht gar nie zu Großem auf. Einem Volk werden in Jahrhunderten auch nur wenig große Dinge in den Schoß gelegt. Sie aber bleiben stehen und werden ragende Sinnbilder für Wesen und Art dieses Volkes. Nach den großen Symbolen des deutschen Volkes bin ich auf der Wanderschaft.

Auf zur Wartburg!

Wanderers Gruß an die Wartburg.

Ich grüß dich, Wartburg, hohe Frau,
Vermählt den deutschen Landen.
Bist wie ein heil'ger Tempelbau
In meinem Traum gestanden.

Vor meinem Blick nun hebst du dich
Aus grünem Waldgehügel.
Und dir entgegen fliege ich
Auf meiner Seele Flügel.

Von Glockenläuten voll gewiegt.
Ein Festtag hat begonnen,
Und über meiner Heimat liegt
Der Glanz von tausend Sonnen.

Die heilige Elisabeth
Verläßt die dunklen Gräfte,
Ein Sang von Menschenliebe geht
Im Flüsteren der Lüfte.

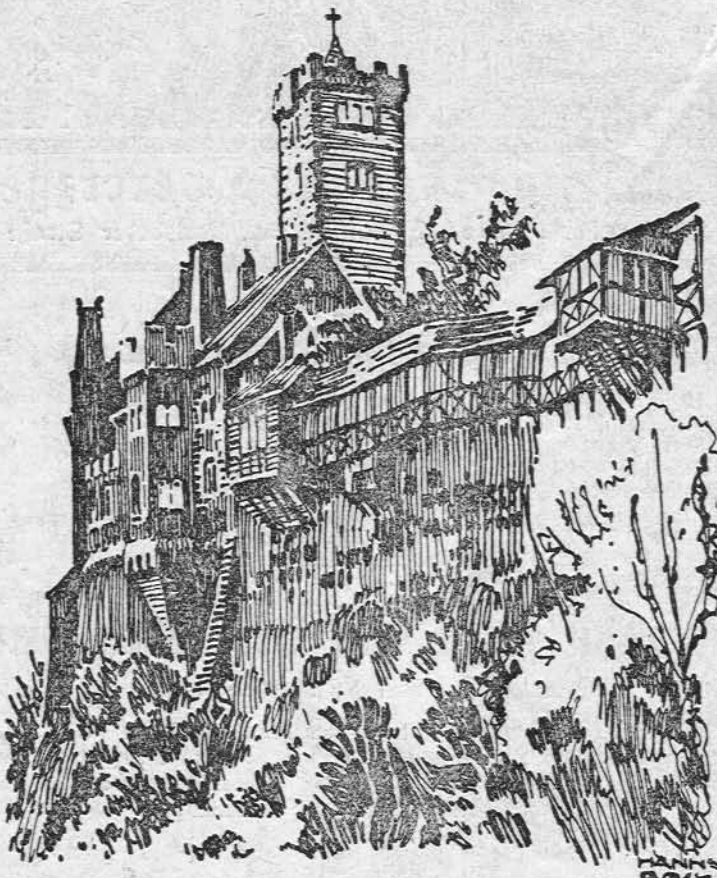
Und edler Sänger heller Ton
Erklingt aus hohen Hallen,
Horch auf, mein Herz, ich hör' ihn schon
Durchs ganze Deutschland schallen.

Und diesem Festtag ein Gebet
Ringt sich aus großem Herzen,
Und eine neue Zeit erhebt
Uns unter Glück und Schmerzen.

Ein deutscher Mann in Seelennot
Hat hier um Gott gerungen:
„Ein feste Burg ist unser Gott“
Hat er ins Land gesungen.

Ich grüß dich, Wartburg, hohe Frau,
Vermählt den deutschen Landen.
Bist wie ein heil'ger Tempelbau
In meinem Traum gestanden.

Hans Rehfing



Die Burg des deutschen Grals.

Von Dr. W. Greines, Eisenach.

Es liegt eine Burg unter den Tausenden in deutschen Gauen, die noch heute viel mehr bedeutet, als eine Erinnerungsstätte großer Taten der Vergangenheit, in der es noch immer weht und lebt und wirkt und schafft, als ob eine lebendige Seele all ihre Segensträfte hinausjenden wolle über das deutsche Land und jeden empfindenden Menschen, der ihre Schwelle betritt, zum Träger und Mittler all der Hilfskraft machen wolle, die hier in schimmernder Tiefe verborgen liegt.

Wo das deutsche Mittelgebirge am lieblichsten und abwechslungsreichsten sich aufaltet, im grünen, rauschenden Thüringer Wald, da ragt die Burg wie ein unerschütterlicher Eckpfeiler empor. Die hohen Tannen- und Buchenwälder branden wie Meereswellen heran, schroffe Felsengräte, romantische Schluchten, liebliche Gründe, freundliche Dörfer und wohlgebautes Land beleben mit immer neuen Bildern die Landschaft, von der einst Deutschlands größter Historienmaler Alfred Rethel sagte, daß sie die deutsche von allen sei im Vaterland. Weit schweift der Blick von ihren Zinnen hinaus ins Land: da strömt die Werra im Westen zwischen steilabstürzenden Bergen hindurch, und ein weitgeschwungener Wälderbogen leitet im Norden zum großen Hörjelberg hinüber, wo Frau Venus in kristallener Felsgrotte haust; die sagenumwobenen Drei Gleichen führen wieder zum Thüringer Walde hinauf, der bis zum hochragenden Haupte des Inselbergs sich bis in die blaue Ferne breitet. — Die Wartburg ist, in deren Bann wir stehen, zu ihren Füßen schmiegt sich Eisenach, die Stadt Luthers und Bachs, wie ein Kind in die grünen Falten des rauschenden Wäldermantels, und von zwei nachbarlichen Bergkuppen grüßt der Ehrentempel der deutschen Burcheuschaft und die Bismarcksäule herüber. Kommt, wann ihr wollt, — wenn liches Buchengrün und Lerchesblumen den Berg umgießen, wenn sein hochgewölbter Waldesdom kühlen Schatten birgt, wenn die bunten Farben des Herbstes wie eine wabernde Lohe den Berg hinaufzüngeln, wenn Millionen von Raufrostkristallen das reizendste Wintermärchen vollenden — immer wird euch das Herz bewegt werden mit unentrinnbarer Gewalt.

Wie ein lebendiges Wesen hat die Wartburg ihre Jugendzeit, ihr Mannesalter und die Zeiten des Alters erlebt, ja, sie war zerfallen und vergessen, bis sie wieder zu neuem Leben erweckt wurde und schon auf Erden ihre Auferstehung feierte. Wunderbar reich war ihre Jugendzeit. Sie begann, als Hermann I., der machtvolle, hochgebildete, glanzdürstende, ehrbegierige und vorurteilslose Fürst die alte Truchseze zur prunkvollen Herrenburg umschuf und den ersten glänzenden deutschen Musenhof um sich sammelte. Ungezählte Scharen von Rittersn und Sängern kamen gezogen, und wenn auch manch Unwürdiger darunter war, so kamen doch auch die größten aller Minnesänger, und die feinsten Blüte mittelalterlichen Geisteslebens erschloß sich hier unter den Augen blendender Frauensönheit und geistvoller Fürstenthuld. Da preist ein Walter von der Vogelweide den Landgrafen mehr denn alle anderen deutschen Fürsten, da wächst einem Wolfram von Eichenbach das tiefinnigste religiös-ritterliche Gedicht des Mittelalters im Zauber purpurner Mystik geheimnisvoll empor. Neben dem reichsten Geistesleben und edler Frauenminne stehen freilich die wildesten Intriguen politischer Zerkahrenheit, und um die deutsche Königskrone wird hier brutal gewürfelt. Aus der dämonischen Verworrenheit jener Tage von beströmendem Reiz und toller Wildheit zugleich erhebt sich dann unmittelbar das lichte Himmelsblau der sonstigen Frühlingstage, die mit den jugendlichen Gestalten der heiligen Elisabeth und ihres Gemahls über die Burg heraufziehen. Ein zarter Schimmer von bräutlichem Glück ist für alle Zeiten um sie gewoben, erbarmende Liebe und edelste Menschlichkeit erblühen in lichter Verklärung so rein und tief, daß hier für alle Zeiten ein Vorbild für das Beste und Innigste geschaffen wird, das eine Menschenbrust bewegt. Der erste reine und echte Gralstrahl bricht hindurch, fortwirkend noch heute in den edeln Liebeswerken deutscher Frauen und Mädchen.

Früh endete der Sturm des Schicksals diese wundervollen Zeiten, in denen Elisabeths Gemahl auch den äußeren Bau der Burg erst ganz vollendet hatte. Fern in Italien auf der Kreuzfahrt zum heiligen Grabe starb der junge Fürst, und Elisabeth ward mit ihren Kindern in Not und Elend gestoben. Wohl kann Elisabeths gewalttätiger Oheim, jener Heinrich Raspe, als Gegenkönig

eine Weile das deutsche Königsbanner auf der Wartburg wehen lassen, doch wilder Streit bringt Elisabeths kindliche Enkel um ihr Erbe, das alte Landgrafen Geschlecht verschwindet, und die wettinischen Sieger bringen nach einer kurzen Nachblüte ritterlicher Feste und edeln Minnesangs wieder wilden Kampf und Streit. Eine edle Kaiserstochter muß heimlich von der Burg entfliehen und beißt im verzweiferten Abschieds Schmerz ihren geliebten Sohn in die Wange. Gegen den verbuhlten Vater und zwei Kaiser müssen die Söhne um ihr Erbe streiten und nach dem Siege stets zum Kampf gerüstet sein.

Die Jugendzeit der Burg mit all der süßen Minne und leidenschaftlichen Verwirrung ist zu Ende, fast hundert Jahre der Ruhe unter stilleren und weiseren Fürsten folgen; hoch ist das Ansehen des stolzen Fürstenthums in deutschen Landen, ein ernst-bedächtiger Landgraf schlägt die deutsche Königskrone aus, und schließlich verläßt das Fürstengeschlecht die hehre Burg, weil ihm „der edle Berg zu hoch geworden ist“. Allein als unbezwingliche Landesveste bleibt sie noch stolz und stark in männlich-ruhiger Kraft im Lande stehen. Wiederum hundert Jahre nach dem letzten Landgrafen, der in ihren Mauern sein Leben beschloß, legt Friedrich der Weise, der Kurfürst von Sachsen, ihr die letzte und stärkste Wehr an und vollendet so ihre martige Manneskraft. So ist sie gerüstet, einem Manne Schutz und Schirm zu sein, den Bann und Aht getroffen haben, weil er furchtlos Glaubens- und Gewissenssachen vor Kaiser und Reich vertreten hat. In einer milden Maingnacht des Jahres 1521 reitet der bleiche Mönch von Wittenberg an der Seite des Burghauptmanns über die Zugbrücke. Das kleine Stübchen nimmt ihn auf, von dem man heute noch sinnend und tief ergriffen hinunterstaut ins Thüringer Land. Wie einer auch denken und fühlen mag, niemand wird diesem unerschrockenen Kämpen die höchste Achtung weigern, der sich vor Gott und im Dienst an der geliebten Heimat tief im Herzen verbunden fühlte, der Not und dem Tode zu trosten auch vor den Höchsten dieser Erde. Der zweite Gralstrahl leuchtet auf in dieser wunderbaren Burg: Gewissensfreiheit, Manestreu, unbeugsame Willensstärke! —



Eingang zur Wartburg

Run tritt das Alter über die Schwelle. Als Landeswehr ist die Burg bei den Fortschritten der Feuerwaffen nicht mehr zu brauchen, nur selten lehren ihre Fürsten einmal in ihren Mauern ein, sie verlieren das Interesse für diesen Besitz; was abbröckelt und zerfällt, wird schlecht oder gar nicht ersetzt, Witzschläge treffen mehrfach Türme und Zinnen, ein Stock nach dem andern wird baufällig und abgetragen, dürstige, stillose Neubauten werden angefügt. Die Zeit der Aufrüstung hat keinen Sinn für die Größe und die Erinnerungen eines solchen nationalen Denkmals. Vergessenheit und geistiger Tod lagern sich um ihre Trümmer, und selbst ein Goethe ist nur von dem holden Liebreiz der umgebenden Natur aufinnigst entzückt.

Allein, es naht das Morgenrot der Auferstehung. Die Zeit der Romantik bringt in begeisterndem Schwung wieder den Sinn für die Größe der nationalen Vergangenheit in die deutschen Seelen. Ganz allmählich tasten sich die Dichter der Romantik an den Kreis der überreichen Wartburglagen heran. E. Th. A. Hoffmann läßt schon in einer reizenden Novelle „Der Kampf der Sängern“ die Zeit des Minnesangs und die dämonisch-düstere Glut des sagenhaften Sängerkrieges zwischen Wolfram, Heinrich von Ofterdingen und Meister Klingor aus Ungarn wieder ausleuchten. Mit einem Schlage aber wird der Name der Wartburg wieder weit bekannt in deutschen Landen und bedeutet sogleich einen Schlachtfeld und ein Programm, als im echten, rechten Geist der Romantik die deutschen Burcheuschaftler 1817 in feierlichem Zuge auf die Burg hinaufziehen, nach deutscher Einigkeit und verfassungsmäßiger Freiheit rufen. Da glimmt der dritte, echte Lebensstrahl im Gral empor: Liebe zum Vaterland, die Not und Tod nicht scheut, und den heiligen Wunsch und Willen, frei und verantwortlich mitzuwirken an seiner Größe und Herrlichkeit. —

Immer häufiger wurden jetzt die Pilger, die ernst und sinnend den edeln Berg emporstiegen, bald kamen ganze Vereinigungen Gleichgesinnter und schwuren sich Treue für den Kampf um ihre Ideale. Als Deutschland seine besten Männer nach Frankfurt in die Paulskirche sandte, da stiegen viele von ihnen unterwegs zur Wartburg auf.

Immer häufiger wurden jetzt die Pilger, die ernst und sinnend den edeln Berg emporstiegen, bald kamen ganze Vereinigungen Gleichgesinnter und schwuren sich Treue für den Kampf um ihre Ideale. Als Deutschland seine besten Männer nach Frankfurt in die Paulskirche sandte, da stiegen viele von ihnen unterwegs zur Wartburg auf.

burg hinauf und schöpften aus den Erinnerungen ihrer Vergangenheit Kraft und Mut für ihr schweres Werk. Der größte aller Romantiker aber hatte hier schon vorher gewieilt und ein Werk geschaffen, das bald ganz Deutschland wieder begeistern sollte für die hohen Symbole deutscher Kunst und reinsten Menschenliebe, die hier schon in den Tagen des Minnesanges und der heiligen Elisabeth erblickt waren: Richard Wagners „Lannhäuser“!

Das Herz der Wartburg hatte wieder begonnen zu schlagen nach langem, tiefem Schläfe. Deutsche Studenten, deutsche Politiker, deutsche Künstler hatten ihre Seele neu erweckt, ihr Osterfest war wiederum gekommen. Da riß der Schwung dieser neuaufliegenden Begeisterung auch den edeln Herrn der Burg, den Großherzog Karl Alexander, hin, sie im äußeren Gewande der Ehrenkränze wieder würdig zu machen, die das Vaterland auf ihre Zinnen legte. All seinen Kunstsinne, seine nimmermüde Liebe und Opferwilligkeit verwandte er lange Jahrzehnte darauf, im Verein mit den besten Baumeistern und Künstlern, einem Hugo von Ritzen und Moritz von Schwind, sie neu erstehen zu lassen im ganzen Glanze jener Tage, da die heilige Elisabeth und die Minnesänger in ihren Mauern weilten und da Luther in sein trauliches Stübchen einzog. Herrlich ist das Werk gelungen, und keine Kritik hat den hinreißenden Eindruck

zerstören können, den jedes fühlende Herz verspürt, wenn ihre Zinnen auf hoher Felsenkante über dem grünen Hochwald aufliegen.

Was aber ist sie uns heute? Die gewaltigsten Wallfahrerscharen sind gerade nach dem Kriege den edeln Berg emporgewallt, geschlossene Züge von Vereinigungen Gleichgesinnter sind hinaufgeströmt, gegen die der Studentenzug von 1817 ein kleines Häuflein war. Was bewegt all diese Pilgerscharen? Sie suchen das, was uns am meisten nützt: die Erneuerung unserer Kultur ohne Fehl und Mafel! Wo aber wäre diese eher zu finden als auf dieser Gralsburg deutschen Geistes? Hier liegen die Wurzeln, aus denen jede wahre und deutsche Kultur allein ihre Nahrung ziehen kann, aus denen der zerschmetterte Stamm neue Blätter, Blüten und Früchte treiben kann: unermüdete, hingebende Menschengüte, unerschütterliche, gesinnungstreue Manneskraft, opferwillige, begeisterte Vaterlandsliebe! Das sind die Wurzeln deutscher Kultur — das sind auch die drei Gralsstrahlen, die auf der Wartburg aus den purpurnen Tiefen der geschichtlichen Erinnerung emporleuchten und die ihre lebensschaffende, wunderwirkende Kraft nicht verloren haben bis auf unsere schwere, verworrene Zeit.

Der Sängerkrieg auf der Wartburg.

Am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen hatten sich sechs edle und tugendhafte Männer zusammengefunden; die konnten hübsche Lieder dichten. Sie erfanden auch neue Gefänge, mit denen sie gegeneinander sangen und kriegten. Und weil dieser Liederwettstreit auf der Wartburg über Eisenach geschah, so heißt man ihn noch heute den Sängerkrieg auf der Wartburg. Der erste Sänger hieß Heinrich Schreiber und war ein guter Ritter; der zweite Walther von der Vogelweide; der dritte Reinhart von Zweyen, auch Reinmar Zweyer genannt; der vierte Wolfram von Eschenbach; diese waren alle ritterbürtige Männer und gute Wappner; Biterolf, der fünfte, gehörte zu der Landgräfin Dienerschaft, und der sechste, Heinrich von Osterdingen, war ein Bürger der Stadt Eisenach, von einem frommen Geschlechte. Von diesen sechs Dichtern sagt und singt ein altes Gedicht:

Die Sechse waren Meister, zu dichten,
Manch Liedlein sie ausrichten,
Mit gar vernünftigen Sinnen
Konnten sie das beginnen,
Geistlich und auch weltlich,
Behendiglich und auch zärtlich.

In ihrem Wettkampfe priesen sie laut das Lob guter Fürsten und vornehmlich das des gastlichen und kunstsinigen Landgrafen Hermann. Nur der einzige Osterdingen stritt gegen sie alle und pries in seinem Gesange den Herzog von Oesterreich, hob ihn hoch über alle Fürsten, und wurden die Dichtungen zuletzt so eifrig und der Liederkampf so ernste, daß beschlossen ward, es solle der Unterliegende auf der Stelle sich durch den Scharfrichter, Meister Stempfel, das Haupt abschlagen lassen, oder an einem Baum aufgehängt werden, wozu auch der Landgraf, der dies an seinem Hof sonst nicht gestattet hätte, um ihres kunstreichen Gesanges willen seine Bewilligung gab.

Nun sangen alle in künstlichen Weisen gegen Osterdingen, denn sie haßten ihn und waren neidisch auf seine Kunst und hätten ihn gerne fort gehabt vom Hofe. Osterdingen verglich seinen Helben mit der Sonne und gestand allen andern Fürsten nur Sternenglanz zu,

während die übrigen den Thüringer Herrn über alles erhoben und ihn den Tag nannten, dem die Sonne erst nachfolge.

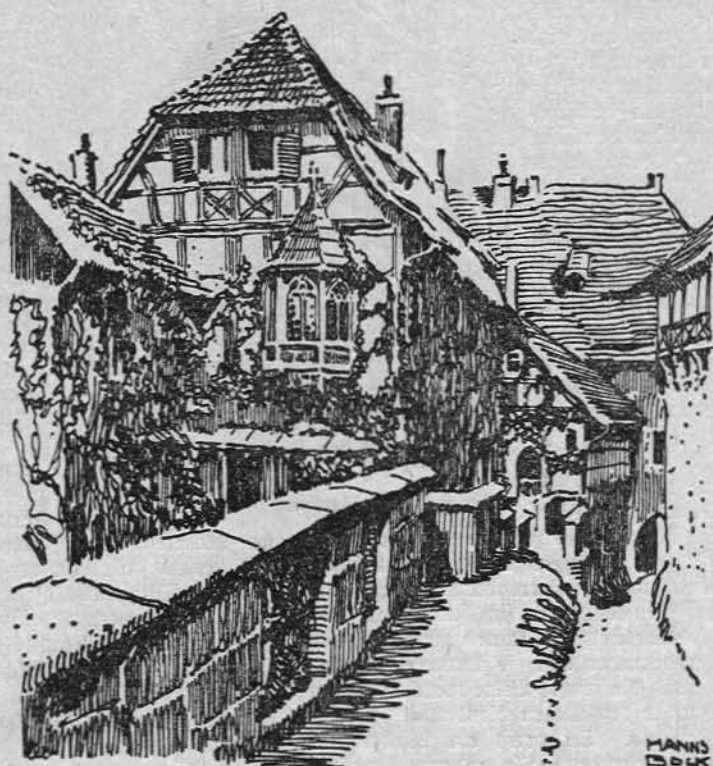
Die Worte und Bilder, deren sich die Sänger bedienten, waren nicht abgewogen und nicht schonend, vielmehr derb und verlegend und leidenschaftlich. Endlich schien die Uebersahl zu siegen, fünf gegen einen, und Osterdingen mußte klagen, daß man ihm in Thüringen falsche Würfel vorlege, und sehnsuchtsvoll rief er aus: „O, dich entbiet ich her, Klingor von Ungarland! Und warst du über See! Auf dich berufe ich mich, dich darf ich auserwählen, deine Meisterschaft ist ausserfordern von allen Sängern, und solltest du den Gries des Meeres zählen und alle Sterne einzeln nennen, hilfst du, so bin ich unverloren! Klingor muß her; ihm ist des Oesterreichers Tugend wohl bekannt.“

Vier von den Meistern wollten Osterdingens Lob; Stempfel ward aufgerufen, sich bereitzuhalten, und schon wollten sie ihn ergreifen, da entfloß er zu den Füßen der Landgräfin Sophia¹⁾, die mit ihren Frauen dem Wettkampfe beiwohnte, und barg sich in ihrem Falkenmantel. Die Landgräfin erhob sich, hielt schirmend ihre Rechte über den Sänger und sprach zu seinen Verfolgern: „Bin ich jemals

einem unter euch Abwehr seines Kammers und Zuflucht gewesen, so laßt mir euren Zorn! Wem vom euch ich je die Hand bot, der laßt diesen wohl genesen.“ Alsobald sprachen die Kampfrichter: „Euer Wille geschehe, euch gehorchen wir gern! Mag er den Klingor bringen, es wird wohl lange dauern, ehe er kommt.“

Nun wurde die Frist eines Jahres festgesetzt; in dieser Zeit sollte Osterdingen den Klingor rufen, und dessen Urteilspruch wolle man sich fügen, da er in allen Landen gar großen Ruhm habe. Und Osterdingen beurlaubte sich von dem landgräflichen Hofe und fuhr gen Oesterreich zum Herzog Leopold, der ihm vordem viel Gutes gezeigt haben mochte, daß Heinrich ihn also hoch pries. Er ward auch wieder gütig aufgenommen und empfing Briefe und reichliche Zehrung, damit er nun weiter gen Ungarn zog, wo der große Meister Klingor weilte.

Wolfram von Eschenbach sein Lied der reinen Liebe weicht; daher denn Lannhäusers Niederlage und Strafe. Er muß nach Rom wallfahren und soll Vergebung beim Papste erbitten.



Neuerer Wartburghof mit Lutherhaus? (ehemal. Ritterhaus u. Postel)

¹⁾ Anmerkung. In der Operndichtung „Lannhäuser“ läßt Richard Wagner den Sänger Heinrich von Osterdingen (Lannhäuser) zu der Landgräfin Elisabeth flüchten. In dieser Dichtung besingt der Lannhäuser, der sich bekennet, im Venusberg gewesen zu sein, die sinnliche Liebe, während